

nzgruppe: mal ein  
ng der ewigen Grup-  
chwerk) – «Was ma-  
zen Power?» –, mal  
izigen Connie (Sey-  
nen von Zuzu (Anja  
Leistungsdruck ih-  
i wehren versucht.



© Katrin Rübke

n 13 ist und weiter-  
cht um jeden Preis.  
eiß, was ein ange-

nig inszeniert die  
nung von «Dance  
utiniert: als bruch-  
enalltag, kurze Sze-  
eifungen, getrennt  
eiß hat eine hübsch  
t, die sich erst kurz  
orischen Raum öff-  
granovski und Nils

h gar nicht mal so  
er, wenn die Hand-  
schiebt Tanzlehrer  
Beziehungen der  
rück. Einen echten  
ial, und der ist ein  
Amina (Katharina  
rochene Solo, wor-  
e holt. Womit die  
n vorne steht, aber  
artes Konkurrenz-  
darität in der Grup-  
hinüber, und weil  
l als 08/15-Schwar-  
man, dass es wahr-  
d mit London.

treckenweise wie  
e an, hält sich aber  
ons Vorlage. Selbst  
oreografie: Bahar  
ch dass die 13-jäh-  
lichst diversen En-

semble unterschiedlichen Alters gespielt werden sollen, auch dass die Darsteller\*innen nicht unbedingt Tanz-Erfahrung mitbringen sollen. Entsprechend kann man die Regie gar nicht unbedingt als eigenständig bewerten, sie stellt sich vollkommen in den Dienst der Autorin.

Dabei allerdings erweist sich Kimmig als jemand, der abgeben kann, nicht nur an die so kluge wie fallstrickreiche Vorlage, sondern auch an Meriçs Choreografie. Und an das Ensemble, ein wunderbares Ensemble, das von Irene Kugler (Jahrgang 1954) bis Ruby Commey (Jahrgang 1991) reicht, ein Ensemble, dessen durchgängige Qualität keine Hauptrollen zulässt, was passt, weil es im Stück darum geht, wo es hinführt, wenn sich Hauptfiguren herauschälen. Und nicht zuletzt ein Ensemble, das dennoch nicht ganz auf das Prinzip Leistung verzichten will, weil Leistung am Ende auch ein gutes Ergebnis zur Folge hat. Man muss die Leistungsethik eben spielerisch verstehen.

Irgendwann weiß der Abend nicht mehr weiter. Als Kimmig sich in ein etwas unvermitteltes Maskenspiel flüchtet, ist das der kleine Minuspunkt dieser in sich sehr stimmigen Produktion, weil hier mit Theatermitteln versucht wird, eine inhaltliche Stringenz zu erzwingen. Da will die Regie zu viel, an einer Stelle, an der es dem Stück nicht zuletzt darum geht, den Moment des Nicht-mehr-Weiterwissens möglichst spannend, möglichst lustvoll zu umkreisen. An einer Stelle, die einen Punkt trifft, an dem man spürt, dass eine 13-Jährige ziemlich häufig nicht mehr weiter weiß. **Falk Schreiber**

Foto: SEYNEB SALEH und ANJA HERDEN  
www.staatstheater-hannover.de

MANNHEIM Nationaltheater

## Die Würde würde gern ...

**Björn Bicker «Lehrer\*innen»,  
Gerhild Steinbuch «Wir sind so frei» (U)**

Vor einem Jahr sagte Björn Bicker anlässlich der Bochumer Uraufführung seiner «Lehrer\*innen» in einem Interview: «Ich führe Gespräche, besuche Schulen und Unterrichtsstunden. Ich sammle Material. Und aus dem Material wird sich eine literarische Form ergeben: eine Klage, ein Liebeslied, ein Chor, ein Manifest, eine Farce – oder alles zusammen.» Jetzt, da Bickers «Lehrer\*innen» am Mannheimer Nationaltheater nachgespielt wurde, sollte man darauf verweisen, dass der Theaterabend zwar auf recherchiertem Ma-

terial beruht, auf keinen Fall aber dokumentarisches Theater sein will, sondern der Versuch, eine gesellschaftspolitische Problemzone unter Zuhilfenahme von tatsächlichen Geschichten aus dem Berufsalltag zu verhandeln. Fiktional, oder wenn man so will: literarisch.

Dass die Lehrer\*innen schon längst nicht mehr gemeinsam mit dem Bürgermeister, Arzt und Großgrundbesitzer am Stammtisch sitzen, ist kaum zu bestreiten. Die Frage wäre nur, wohin hat es sie denn verschlagen: Genau dorthin, wo Schuldige gesucht werden, in eine pädagogische Sahelzone oder in ein Haifischbecken, in dem Schüler\*innen, Eltern und die Schulaufsicht auf das nächste Menschenopfer warten. Eine Antwort gibt das Stück nicht, dafür widmet es sich empathisch den abstürzenden Held\*innen des pädagogischen Berufsstandes und der Frage, ob das humane Lehrmaterial unseres Bildungswesens überhaupt noch in die Lage versetzt wird, den Beruf als Berufung verstehen zu können.

Im Mannheimer Schauspielhaus beantworteten Regisseurin und Bühnen- und Kostümbildnerin die Frage mit einem ironischen «Nein». Marina Schutte hat für Bickers «Chor der glücklichen Lehrer\*innen» ein Schwimmbecken gebaut, in dem die Pädagog\*innen weitgehend unter sich sind. Das Kollegium – Tala Al-Deen, Sophie Arbeiter, Boris Koneczny und Nicolas Fethi Türksever – ist vollauf damit beschäftigt, den Kopf über Wasser zu halten. Besteigen die vier die Startblöcke am Beckenrand, könnte ein 100-Meter-Freistil-Sprint um die Jean-Jacques-Rousseau-Gedächtnismedaille anstehen. Im Becken selbst simulieren die gestressten Pädagog\*innen Schwimmbewegungen. Fortschritt, so der Eindruck, sieht anders aus, und das wiederum widerspricht der Lebensgeschichte der türkischstämmigen Fatma.

Die Vorzeigepädagogin lehrt jungen Menschen die deutsche Sprache, obwohl ihre eigene Mutter Analphabetin ist und sich nie dem ABC nähern konnte. Dafür schenkte sie der Tochter Fürsorge, Zuwendung und Empathie, was am Ende mehr wert ist als alle Goethe-Gesamtausgaben im bildungsbürgerlichen Wohnzimmer. Fatma wird von den Kindern geliebt. Seit sie Zeugin einer Szene wurde, in der ein Schüler einem an-



© Christian Kleiner

Theater Woche 12/2020  
Mannheimer Nationaltheater

deren ein Messer in den Hals rammte, stellt allerdings auch sie den Beruf grundsätzlich in Frage.

### «Wir sind so frei»

Fatmas Geschichte ist der rote Erzählfaden eines Textes, der bestätigt, was wir schon immer ahnten: Wer Lehrer\*in werden will, sollte nicht unbedingt davon ausgehen, dass für sie oder ihn gilt, was in Artikel 1 des Grundgesetzes ausdrücklich vermerkt ist und was in einer Uraufführung verhandelt wurde, die kurz vor Björn Bickers «Lehrer\*innen» Premiere hatte. «Wir sind so frei» sollte eigentlich außerhalb des Nationaltheaters und im Wahrzeichen Mannheims gezeigt werden, dem Wasserturm. Dann kam Covid-19, man musste umdisponieren.

Der Text zur Behauptung, die Würde des Menschen sei unantastbar, landete auf der kleinen Bühne des Mannheimer Schauspielhauses, wo es der Würde ähnlich ergeht wie den Lehrer\*innen. Auch sie tritt auf der Stelle, was wohl damit zu tun hat, dass sie zu bescheiden ist. «Die Würde tritt auf, und dann dauert das auch erst mal bis sie einem auffällt», heißt es im Eröffnungssatz eines wortspielreichen Textes, den Gerhild Steinbuch zusammen mit dem Mannheimer Stadtensemble erarbeitet hat und dessen Grundton die Wut ist. Im Zentrum geht es um den Zustand der BRD zu Zeiten des 70. Geburtstages des Grundgesetzes. Da es immer wieder aber auch um die gefährdete Unantastbarkeit des weiblichen Körpers geht, setzt die künstlerische Leiterin des Projekts, Beata Anna Schmutz, vor allem auf die jungen Frauen im divers aufgestellten Ensemble.

Das Ergebnis ist ein vehement energetischer Abend mit chorischen Passagen und Darstellerinnen wie Ceyda Özcelik und Esra Uyar, die solistisch in den Vordergrund treten und emotional bewegt ihre eigene Sache verhandeln. Um was es ihnen geht? Vor allem darum, dass sie als deutsche Staatsbürger wahrgenommen werden wollen und man sie nicht immer fragt, woher sie eigentlich kommen. Alleine schon solche Fragen, so der Grundton ihrer Klage, verhindere ein würdevolles Leben. Und dann diese Übergriffe: «Nimm deine Drecksfinger da weg fass mich nicht an / Einmal kommt was andres so ein würdevolles Leben und / Mein Körper wird mein eigener sein und dann / Ich fang von vorne an.»

Die Bühne des Mannheimer Studio Werkhaus ist an diesem Abend weitgehend leer. Da sind vor allem die Darsteller\*innen eines Ensembles, das sich «als Verbindungsglied zwischen Stadt und Theater» versteht und das spielt, als ginge es ums Überleben. Sie wollen noch dorthin, wo Lehrer\*innen offenbar nicht mehr ankommen können. **Jürgen Berger**

Foto linke Seite: BORIS KONECZNY, TALA AL-DEEN,  
NICOLAS FETHI TÜRKSEVER und SOPHIE ARBEITER  
www.nationaltheater-mannheim.de

MÜLHEIM/RUHR Theater an der Ruhr

## Ein leiser Populist

**Thomas Köck/Simone Thoma  
«antigone. ein requiem»**

«und wenn die politik / durchs gesetz behindert wird / wenn fortschritt wenn / dem hausverstand durchs gesetz / die hände gebunden»? sinniert Kreon einmal. «Hausverstand» ist laut Duden die österreichische Version des «gesunden Menschenverstands». Ob Haus- oder gesund, in jedem Fall ist dieser spezielle, meist eher eingeschränkte «Verstand» das zentrale Argument von Populist\*innen weltweit: gegen die Wissenschaft, gegen Moral, gegen demokratische und bürokratische Abläufe.

Einen solchen selbstgerechten Herrschertypus porträtiert Schauspielerin und Regisseurin Simone Thoma in ihrer Inszenierung «antigone. ein requiem» von Thomas Köck, mit der das Theater an der Ruhr die Spielzeit eröffnet. Allerdings ist Fabio Menéndez' Kreon kein unbeherrschter Scharfmacher wie Trump oder Bolsonaro. Seine Markenzeichen sind besonnenes Auftreten, sanftes Sprechen, aufmerksames Zuhören – und etwas Blattgold, das sein Gesicht an den Schläfen rahmt. Er ist hier nicht nur Politiker, sondern tritt zugleich als Moderator einer eigenen Talkshow auf. Auf der bunt leuchtenden Showbühne von Bühnenbildnerin Adriana Kocijan dürfen alle mitreden, kritisieren, flehen, schimpfen – es hat nur nicht die geringste Konsequenz für Kreons politisches Handeln. Er schätzt an der Demokratie vor allem eines: dass sie ihn an die Macht gebracht hat.

Die zentrale Frage, ob es Antigone erlaubt ist, gegen den Willen des Königs ihren Bruder zu bestatten, hat Thomas Köck in seiner 2019 in Hannover uraufgeführten «Rekomposition» auf die europäische Flüchtlingspolitik übertragen. Am Strand von Theben liegen die Leichen derer, die auf der Flucht nach Europa ertrunken sind. «Es sind nicht unsere Toten», sagt Kreon und verweigert deren Begräbnis. «Es sind die unseren», hält Dagmar Geppers Antigone in unaufgeregtem Politologinenton dagegen.

Thoma erweitert das Drama um Motive und Szenen aus ihrer Online-Inszenierung «Potosí TV». Diese entstand im Frühjahr mit Material aus einer Theater-Recherchereise zu den bolivianischen Silberminen. Es fügt sich schlüssig ein in Köcks «antigone», schließlich hat das Silber, das dort abgebaut wurde, den wirtschaftlichen Aufstieg der europäischen Kolonialmächte ermöglicht, und auf lange Sicht vielleicht den Kapitalismus. Dass auch die Toten an Europas Stränden irgendetwas mit dem System zu tun



© Franziska Götzner/Theater Mülheim an der Ruhr

haben, in dem wir leben, muss hier nicht weiter erklärt werden.

Simone Thomas «antigone» besticht als eine unzeitgemäß ernsthafte Ensembleleistung, fein gearbeitet, exakt gespielt, politisch durchdacht und mit großer Ruhe präsentiert. Der latent skurrile Dauerkontrast dieser Spielweise zum Glitzern der Gäste und dem Talkshow-Setting schärft den Blick auf die verhandelten Inhalte. Zugleich wird man zum Publikum eines Showformats, das von seinem aufklärerischen Gestus lebt, letztlich aber aus Leid nur abstumpfende Unterhaltung generiert. Köcks streng moralische Frage nach der Verantwortung für diese «unsere Toten» kann hier in aller Ruhe diskutiert, belächelt, abgeschmettert werden. Während die Show weitergehen muss, drängen die Toten in die Stadt. Davon kündigt Albert Borg in verhuschtem Sprechsingsang, der Bote ist hier ein alternder Show-Sänger im weißen Anzug.

Thoma lässt ihre Spieler\*innen zugleich den Chor sprechen. Damit entfällt Köcks externe moralische Instanz, vor der die Politik sich rechtfertigen muss. Es gibt nurmehr eine innere, in jedem und jeder Einzelnen. Es genügt das Wissen, «zufällig verschont» zu sein, in Zeiten, in denen, frei nach Brecht, «ein gespräch über das meer ein verbrechen ist». Konsequenz fällt auch kein Chor der Toten am Ende zombiehaft über Kreon her. Die Protagonist\*innen sind selbst schon immer Tote auf Abruf, sie merken es nur nicht. Schlafwandelnd waten sie durch die Konsequenzen ihrer Taten. **Cornelia Fiedler**

Foto: ALBERT BORK, ROBERTO CIULLI und  
PETRA VON DER BEEK  
www.theater-an-der-ruhr.de

NÜRNBERG Staatstheater

## Sandhaufen Elend

**Sophokles «Antigone»**

Zwei Stunden sitzt die Schauspielerin Pauline Kästner fest; wie ein Häuflein Elend auf einem Sandhaufen in der Mitte der Bühne des Nürnberger Staatstheaters. Ihr Aktionsradius ist denkbar klein, Regisseur Andreas Kriegenburg hält sie an